In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 119. **Posen, den 12. November 1927.** **Nr. 119.**

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

38. Fortsetzung.

Sehr viel Freude würde es mir machen, wenn Beethoven mir die beiden komponierten Lieder von mir schicken wollte, aber hübsch deutlich geschrieben, ich bin sehr begierig, sie zu hören, es gehört mit zu meinen erfreulichsten Genüssen, für die ich sehr dankbar bin, wenn ein solches Gedicht früherer Stimmung mir durch eine Melodie (wie Beethoven ganz richtig erwähnt) wieder aufs neue versinnlicht wird.

Schließlich sage ich Dir noch einmal den innigsten Dank für Deine Mitteilungen und Deine Art, mir wohlzutun, da Dir alles so schön gelingt, da Dir alles zu belehrendem, freudigem Genuß wird; welche Wünsche könnten da noch hinzugefügt werden, als daß es ewig so fortwähren möge; ewig auch in Beziehung auf mich, der den Vorteil nicht verkennt, zu Deinen Freunden gezählt zu werden. Bleibe mir daher, was Du mit so großer Treue warst, so oft Du auch den Platz wechseltest und sich die Gegenstände um Dich her veränderten und verschönerten.

Auch der Herzog grüßt Dich und wünscht, nicht ganz von Dir vergessen zu sein. Ich erhalte wohl noch Nachricht von Dir in meinem Karlsbader Aufenthalt bei den „Drei Mohren".

Am 6. Juni 1810. G."

Auf diesen Brief Goethes, der des Dichters Interesse für Beethoven, wenn auch bei weitem nicht so enthusiastisch wie Bettina bekundete, schrieb die junge Freundin Goethes und Beethovens folgende Antwort:

„Lieber Freund! Dem Beethoven habe ich Deinen schönen Brief mitgeteilt, soweit es ihn anging, er war voll Freuden und rief: ‚Wenn ihm jemand Verstand über Musik bringen kann, so bin ich's.' Die Idee, Dich im Karlsbade aufzusuchen, ergriff er mit Begeisterung; er schlug sich vor den Kopf und sagte: ‚Konnte ich das nicht schon früher getan haben? Aber, wahrhaftig, ich hab' schon daran gedacht, ich hab's aus Timidität unterlassen, die neckt mich manchmal, als ob ich kein rechter Mensch wär', aber vor dem Goethe fürcht' ich mich nun nicht mehr.' Rechne daher darauf, daß Du ihn im nächsten Jahr siehst."

In solcher Art war die geistige Verbindung zwischen zwei der größten Männer ihrer Zeit hergestellt, allerdings war es eine Ausnahmsgestalt, wie Bettina Brentano, welche dieses schwierige Kunststück zustande brachte, das aber leider nicht zu dem von Beethoven ersehnten Zusammenwirken der beiden so großen Genies führen sollte. Wohl kamen sie im darauffolgenden Jahre in dem böhmischen Weltkurort Karlsbad zusammen und fanden, jeder in seiner Art, Gefallen aneinander, aber trotz der Bedeutung und überragenden Größe beider war ihre Wesensart zu sehr verschieden, als daß sich ein Zusammenarbeiten auf irgend einem Gebiete hätte ergeben können.

Doch das soll später behandelt werden, hier haben wir es noch mit der jungen Bettina zu tun, das einzige Wesen, das imstande war, zwei hehre Geister, wie Beethoven und Goethe, in ihren Bann zu schlagen und durch diesen Kontakt sich selbst eine Art von Unsterblichkeit zu erringen.

Sie selbst erzählte noch in spätesten Jahren, als Beethoven schon lange in die Unsterblichkeit eingegangen, mit anschaulichster Lebhaftigkeit, als wäre es tags zuvor gewesen, wie sie Beethoven kennen gelernt hatte.

Bei ihrem ersten, schon vorhin erwähnten Besuche im Pasqualatihause auf der Mölkerbastei, das heute noch unverändert besteht, trat sie, von Beethoven ungehört, in sein Zimmer, in dem der Meister vor dem Klavier saß und ein soeben komponiertes Lied durchspielte. Bettina legte von rückwärts beide Hände auf Beethovens Schultern, der überrascht, mit finsterem Blicke, über diese Störung aufsah, dessen Antlitz sich aber sofort erhellte, als er eine sehr schöne und sehr junge Dame sah, welche ihren heiter lächelnden Mund an sein Ohr hielt.

„Ich heiße Brentano, Bettina Brentano!"

Beethoven lächelte, reichte ihr, ohne aufzustehen, die Hand und sagte:

„Ich habe eben ein schönes Lied gemacht für Sie, wollen Sie es hören?"

„Ich bitte darum, verehrter Meister!"

Dann sang er scharf und schneidend, vorgeschrieben war schmelzend und weich, mit harter Stimme, über Wohlklang sich hinaussetzend, aber mit hinreißender Leidenschaft, daß Wehmut die beglückte Hörerin erfüllte, sein „Kennst du das Land?" aus „Wilhelm Meister".

„Nun, wie gefällt es Ihnen?"

Bettina nickte in stummer Bewunderung, aber ihre leuchtenden Augen sprachen ihre Begeisterung und Zustimmung aus.

„Nicht wahr, es ist schön," sagte Beethoven voll Feuer, „wunderschön, ich will es noch einmal singen."

Beethoven sang es von neuem, blickte mit einem triumphierenden Ausdruck zu ihr hin, und als er ihre Wangen und Augen glühen sah, freute er sich über ihren ehrlich empfundenen Beifall.

Bei Franz Brentano, dem berühmten Bruder Bettinas, fand im Birkenstockischen Hause ein großes Mittagessen statt, zu dem Bettina Beethoven mitzubringen versprochen hatte. Sie forderte ihn auf, einen besseren Rock anzuziehen und mit ihr zu dem Gastmahle zu gehen.

„Oh," lachte Beethoven, „ich habe mehrere gute Röcke," und führte sie zu seinem Garderobenkasten, um ihr dieselben zu zeigen.

„Daran habe ich nicht gezweifelt, Meister, nur hat man immer gesagt, daß Sie es vorziehen, im bequemen Alltagsrock auszugehen."

„Ich weiß, was sich gehört, wenn man in vornehme Gesellschaft geladen ist," sagte er heiter und legte einen seiner besten Röcke, einen blauen mit breitem Samtkragen, an, der Bettinas vollsten Beifall fand.

Nachdem er mit der Toilette fertig war, ging er mit

ihr die Stockwerke hinunter, doch kaum auf die Straße gelangt, blieb er plötzlich stehen.

„Verzeihung, Fräulein, ich muß für einen Augenblick zurückgehen, aber ich komme sofort wieder."

Ueberrascht blieb Bettina vor dem Tore stehen, nicht ahnend, was den merkwürdigen Menschen veranlaßt haben könne, nochmals in die so hoch gelegene Wohnung zurückzukehren. Doch diese Frage sollte rasch gelöst werden!

Beethoven stand nach wenigen Minuten lachend vor ihr — in seinem alten Rock.

„Um Gottes willen," rief sie entsetzt aus, „ich habe Sie doch so schön gebeten . . ."

„Aber ich fühle mich so ungleich bequemer, Fräulein!"

„Das glaube ich Ihnen gerne, aber es ist nur wegen der Leute!"

„Ach, was gehen mich die Leute an!" brummte Beethoven.

„Es sind aber meine Leute, lieber Meister!"

Beethoven schüttelte den Kopf und schien zu überlegen.

„Ihre Leute, das ist allerdings etwas anderes!"

Und kehrte um, stieg noch einmal die Stockwerke hinauf und kam endlich fein gekleidet wieder zu Bettina auf die Straße, die um so mehr erfreut war, als er nun noch ein Uebriges getan hatte und zu dem schönen blauen Rock sogar eine neue Chemisette um den Hals genommen hatte.

Stolz führte nun Bettina ihren Gast in das Heim ihrer Familie, wo der von so zarter Hand gezähmte Widerspenstige mit lautem Jubel begrüßt wurde.

So war die junge schöne Bettina Siegerin geblieben!

XV.

In die Armut zurück.

Endlich war Beethoven auf einem Höhepunkt seines Lebens angelangt. Die Rente von viertausend Gulden, die er pünktlich zu den festgesetzten Terminen von seinen drei Mäzenen erhielt, überhob ihn der ewigen kleinen Sorgen des Alltags, und wie es Baron Gleichenstein ihm prophezeit hatte, ließen sich auch seine Verleger herbei, ihm etwas bessere Honorare für seine Kompositionen zu zahlen. Zudem hatte Beethoven das erhebende Bewußtsein, den ersehnten Kontakt mit Goethe gefunden zu haben, den er im nächsten Sommer in Karlsbad sehen sollte, und der ihn entzückende Verkehr mit der reizenden Freundin Goethes, Bettina Brentano, trug auch dazu bei, sein Glücksgefühl zu steigern, und er brauchte die Sonne des Glücks! In dieser Zeit vollendete er seine siebente und begann er seine achte Sinfonie, was wohl den stärksten Beweis lieferte, daß er seine innere Ausgeglichenheit gefunden hatte und mit seinem Schicksal nicht zu hadern brauchte.

Auch mit seinen Brüdern stand er in erträglichen Beziehungen. Karl hatte vor Jahren geheiratet, und wenn die Ehe auch keine glückliche war, so hatte sie ihm doch einen Sohn gebracht, der, von Vater und Mutter gleich schlecht beeinflußt, wenig verheißend heranwuchs. Die Mutter war ungemein leichtfertig und oberflächlich, so daß sie dem Namen ihres berühmten Schwagers, den doch auch sie trug, wenig Ehre machte, und man gab sich alle Mühe, dem Meister die verschiedenen peinlichen Vorfälle im Hause seines Bruders zu verheimlichen.

Von dem Bruder Johann, den er stets abfällig nur „den Apotheker" nannte, hörte er nur wenig, da dieser seinen rasch erworbenen Reichtum nach Linz trug, wo er sich für eine Zeit ansässig machte und wenig Interesse für seinen großen berühmten Bruder zeigte. Früher hatte er ihm von Zeit zu Zeit in Geldnöten gelegentlich beigestanden, doch nicht aus Gutherzigkeit oder aus Bruderliebe, sondern wie ein gemeiner Wucherer, dem er später fällige Honorare mit erheblichen Abzügen eskomptierte und so aus der Notlage Ludwigs in schäbigster Weise erheblichen Nutzen zog. Doch solche Dinge erübrigten sich nun, da Beethoven im Bezuge seiner Rente stand, und die Beziehungen zu Johann lösten sich daher auf einige Zeit völlig.

In diese Zeit voll wachsenden Behagens und künstlerischer Freiheit fiel sein lebhafter Verkehr im Hause Malfatti, und in Beethovens ewig liebebedürftiges Herz zog die neue Neigung zur schönen Therese Malfatti ein. Auch der Name schien ihm nicht ohne Bedeutung, erinnerte er ihn doch an seine „ewige Braut" Therese Brunswick, die tief in seinem Herzen ruhte, aber dort nicht lebte, sondern begraben war . . . Und er brauchte ein lebendiges, frisches, heiteres Wesen an seiner Seite, das seine Gefühle anregte, das ihn zum Schaffen antrieb, und das glaubte Beethoven, der „reine Tor", in Therese Malfatti gefunden zu haben. Das reizvolle junge Mädchen, zu dem er sich so im Verhältnis dünkte wie etwa Goethe zu der jungen Bettina, ließ sich seine Huldigungen gerne gefallen, denn es schmeichelte ihrem Ehrgeiz, den größten Musiker Wiens, den künstlerischen Titanen, in ihrem Banne zu wissen, wenn sie auch kaum daran dachte, Beethovens Liebe ernst zu nehmen.

Beethoven hatte in ihr wieder einmal einen Gegenstand seiner Neigung und fand sich darin glücklich und zufrieden. Aber „mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten", und wieder zeigten sich Wolken am Lebenshorizonte des Meisters, der sich nun über die Miseren des Daseins erhaben dünkte.

Die unglücklichen Kriegsverhältnisse der letzten Jahre hatten die Finanzverhältnisse Oesterreichs das ständig große Anleihen machte — die traurige Spezialität der Aera Metternichs! — vollkommen zerrüttet, und im Jahre 1811 wurde durch ein Finanzpatent, das die Staatsnoten in der Relation 2.48 : 1 entwertete, der Bankerott der Metternichschen Finanzpolitik erklärt.

Beethovens viertausend Gulden galten nur mehr sechzehnhundert Gulden in Einlösungsscheinen; ein Betrag von dem er absolut nicht leben konnte. Beethoven war über das Unglück, das ihn betroffen hatte, ganz verzweifelt und machte sich Vorwürfe, daß er nicht doch lieber die Berufung an den Hof König Jeromes nach Kassel angenommen hatte. Aber sein Freund Baron Gleichenstein wußte Rat und erbot sich, bei den drei Mäzenen die Aufwertung der Beethoven zugesicherten Beträge zu erwirken. Während Erzherzog Rudolf sich sofort bereit erklärte, Beethovens gerechtfertigten Wunsch zu erfüllen, mußte Fürst Lobkowitz dieses Begehren ablehnen, da er durch seine Verschwendungssucht sein Vermögen ganz heruntergebracht hatte und durch den Staatsbankerott total verarmt war.

Beethoven wütete und schrieb an Gleichenstein ein Billett um das andere, in dem er sein Mißgeschick — das übrigens mit ihm ganz Oesterreich erlitten — mit schmähenden Worten beklagte, in denen er Lobkowitz einen fürstlichen Lumpenkerl" nannte; in denen er klagte, „mein Gehalt ist ohne Gehalt", und „in all diese Verlegenheit hatte mich Se. K. H. Erzherzog Rudolf gebracht". Einmal schrieb er fast poetisch, obwohl ihm gar nicht darnach zumute war: Oh, mißliches Dekret, verführerisch wie eine Circe, wofür ich mir hätte die Ohren mit Wachs verstopfen lassen sollen und mich festbinden, wie Ulysses, um nicht zu unterschreiben."

Beethoven sprühte förmlich Haß gegen der verarmten Mäzen und ließ von seinen vermeintlichen Ansprüchen an ihn nicht nach, obwohl Fürst Lobkowitz die Einwendung erhob, „daß es sich um ein jederzeit widerrufliches, durch die Ereignisse hinfällig gewordenes Versprechen handle, das dem Kläger jedenfalls kein lebenslängliches Anrecht auf volle Auszahlung der Rente gebe". Die Gerichte, die Beethoven mit der Sache befaßt hatte, entschieden zugunsten des Fürsten Lobkowitz, welcher trotz dieser Entscheidung Beethoven die volle Rente bis zu seinem Lebensende zukommen ließ . . . Die persönlichen Beziehungen des Fürsten zu Beethoven erloschen allerdings, wiewohl der Künstler ihm wiederholt neue Kompositionen widmete, doch Lobkowitz blieb kühl bis ans Herz hinan, wiewohl er Beethoven als Künstler nach wie vor nach Gebühr zu schätzen wußte.

(Fortsetzung folgt.)

Caféhaustypen.

Zeitungsmarder. — Der lederne Stammgast. — Geschäftsabschluß. Das Pärchen. — Der Nörgler. — Das Kind am Sonntag nachmittag.

Wenn man regelmäßig in einem ganz bestimmten Café sich einzufinden pflegt, so wird man gar bald Gästetypen kennen lernen, die uns zwar unbekannt sind und bleiben, weil wir uns nicht gegenseitig einander vorstellen und vielleicht auch gar nicht vorstellen wollen, die uns aber trotzdem von Tag zu Tag mehr bekannt werden und ohne die wir uns das gewohnte Bild des Cafés eigentlich gar nicht mehr recht vorstellen können. Unbekannte Bekannte. Nur einige wenige Typen, die wir alle kennen, seien herausgegriffen. Da ist vor allem der berühmte oder besser der berüchtigte

Zeitungsmarder,

jene Mischung zwischen Intelligenz und Raubtier, dessen Nahrung das Zeitungspapier ist, von dem er nie genug erraffen kann. Mit einer eifersüchtig auf seinen Nebengast aufpassenden Miene setzt er sich schon vor seine Kaffeetasse, mißtrauisch mustert er sein Gegenüber, in unguter Laune schaut er sich im Lokal um, ob einer und wer etwa ebenso wissensdurstig sein könnte, wie er. Dann holt er sich Zeitung für Zeitung herbei oder läßt sie sich vielleicht gar in paschamäßigem Selbstbewußtsein von der Bedienung herbeiholen. Er legt die eine Hand wie einen Briefbeschwerer auf den Stoß seiner Beute mit einem nicht mißzuverstehenden Ausdruck „mein ist der Raub, und mir gehört er!!!", und beginnt in der ersten Zeitung zu lesen. Das heißt, zu blättern. Meist liest er nur die Schlagzeilen und die Anzeigen, äugt dabei immer gefahrdrohender nach seinem Gegenüber oder seinem Nebengast und gibt seinen Raub um so weniger aus seinen Krallen, je früher und gewisser er gewahr wird, daß andere auf ihn, oder wenigstens ein Teil von ihm warten. Je mehr sich dies Empfinden in seiner schwarzen Seele festigt, um so fester krallt er seine Beute, um so fesselnder ist natürlich ihr Inhalt, um so stoischer und selbstbewußter genießt er seinen Raub. Hat er die eine Zeitung aus, deckt er sie mit einer anderen zu, ohne dabei die erste jedoch aus der Hand zu lassen. So spannen sich mit der weiterschreitenden Zeit seiner Lesestunden die Finger an der Hand immer weiter, er vergißt seine Umgebung und legt die Beute erst aus der Hand, wenn er sich vergewissert hat, daß alle seine Nebenbuhler mit seiner Bildungsenergie aus dem Felde geschlagen, aus dem Tempel hinausgeödet worden sind und keiner mehr auf dem Schlachtfeld ist, der ihm eine Zeitung abnehmen könnte. Dann läßt er satt und matt seine Beute auf den Stühlen liegen, zahlt und verläßt siegesstolz den Schauplatz seiner befriedigenden Mardertätigkeit.

Der lederne Stammgast.

O! Man kennt auch diesen Unbekannten, ohne den ein Café undenkbar und dessen Inneneinrichtung unvollkommen wäre. Er kommt ganz pünktlich zur Sekunde, geht gemessen auf das Tischchen, das Ziel seiner Wünsche zu, läßt sich mit gesammelter Andacht nieder, zieht die Uhr, stellt fest, daß es auf die Minute fünf Uhr ist, hebt den Arm hoch, um seine glückliche Niederkunft, dem Herrn Ober anzuzeigen, studiert die aufgesteckte Preiskarte von oben bis unten, von links nach rechts durch und begrüßt den herantretenden Ober mit freundlicher Leutseligkeit. „Was gefällig? Herr Maier?" — „Viktor, eine Tasse Kaffee. Aber — ohne Milch!" „Ganz recht, Herr Maier," dienert der Ober, geht ans Büfett, nimmt die dampfende Tasse und setzt sie mit Grandezza seinem Gaste vor. „Danke, Viktor!" Dann zieht der Stammgast aus seiner Brusttasche ein Kölbchen mit Milch und mengt das köstliche Weiß in die braune Götterspeise. Nachdem er so eine Stunde vor seiner Tasse gesessen und sie in andächtigem Schlürfen zur Neige geleert hat, hebt er wiederum wie ein Schupo die Rechte hoch. Das heißt: „Achtung! Viktor!" Der kennt als alter Soldat dieses Ankündigungskommando und stürzt zum Throne seines Edlen. „Herr Maier?" — „Viktor, was hin i ket?" — „Eine Tasse Kaffee, Herr Maier." — „Ohne Milch, Viktor." Herr Maier steckt den letzten Zucker in seine Rocktasche, legt vier Groschen auf den Tisch, zählt sie nochmal genau, prüft ihre Echtheit und sagt schließlich nach eingehendster Betastung seiner Obulusse: „5 Pfennig retorur, Viktor." „Schönen Dank, Herr Maier," dienert Viktor, hilft seinem Maier in den Mantel, öffnet ihm die Tür und nimmt — unter den rührenden Worten: „Guten Abend, Herr Maier," von seinem Schutzherrn bis morgen abend ergreifenden Abschied.

Geschäftsabschluß.

Wenn zwei Geschäftsfreunde der Einigung sich nähern, gehen sie ins Café. An ein kleines rundes Marmortischchen, wo man ungestört mit den Armen fuchteln und mit den Beinen schlenkern kann. Wo die Marmorplatte den Faustschlag der Beteuerungen aushält und wo man nicht Angst haben muß, daß man von seinem Nebenmann um Feuer gebeten wird. Dort also auf der runden Arena des Kampfplatzes stehen zwei Tassen Kaffee. Auf Kuchen wird verzichtet. Nur geschlotet wird von beiden Parteien auf Teufel komm raus; man muß doch seinem Partner blauen Dunst vormachen. Das gehört doch nun einmal zum Metierhandwerk. So sitzt man also wie zwei lauernde Tiger sich gegenüber, beschwört und beteuert mit Einsatz seiner Seligkeit, daß man doch nur das Beste (von ihm für sich) wolle, lobt seine Ware und seine Ehrlichkeit über den Schellenkönig und ist für seine Umgebung nicht da. Die umkreist die feindlichen Ringer mit scheuen Blicken, drückt sich an ihrem Tischchen vorbei und wird erst wieder auf die beiden Kampfhähne aufmerksam, wenn sie „sich beide in den Armen liegen und weinen vor Schmerzen und Freuden". Dann, wenn der Friede ausgebrochen ist, kehren sie ins Leben zurück; der eine — vermutlich der Eingeseifte — knallt mit den Fingern: „Ober! Zwei Schnäpse!" — „Große?" — „Selbstverständlich!" Und ob es bei einer, zwei, drei oder mehr Runden bleibt — je nun, das hängt von der Größe der Schadenfreude ab, die der mutige Gladiator über den bußfertigen Sünder, sein Gegenüber, empfindet.

Das Pärchen.

Dem kommt es weder auf die Güte des Kaffees, noch die Billigkeit der Kuchen, weder auf die Musik noch die Frische des Eises an — das geht ins Café, um mit seinem Glück allein zu sein. In einer Ecke, in einer Nische, hinter einer Säule, einem windschiefen Hutständer, hinter nassen Regenmänteln oder schneefeuchten Winterpaletötern — ist ihm ja alles einerlei. Hauptsache bleibt, daß man sich gegenseitig kundgeben kann, daß man sich gut ist. Mit einem Händedruck etwa unter dem Tisch oder mit zärtlicher Fußsprache, oder auch gar mit leuchtender Augenseligkeit. Denn Raum ist ja bekanntlich in der kleinsten Hütte, und je magischer der Raum beleuchtet ist, um so magnetischer wirkt die Anziehungskraft der Jünger Amors. Am magnetischsten aber freilich erst dann, wenn mal das elektrische Licht plötzlich streikt.

Der Nörgler.

Er ist der Hypochonder des Cafés. Er nörgelt an a l l e m. Bald ist ihm die Schillerlocke zu klein, bald zu rußig; bald der Apfelkuchen zu saftig, bald zu trocken, bald spielt das Grammophon zu laut, bald zu leise, bald schimpft er, daß das Café kein offenes Bier ausschenkt, bald wünscht er lieber Flaschenbier. Heute regt er sich auf, daß die weibliche Bedienung so unaufmerksam ist, morgen ranzt er den vergeßlichen Ober an, weil er vergaß, ihm ein Glas Wasser vorzusetzen. Sein Gesichtsausdruck ändert sich nie, weder beim Kaffeetrinken noch beim Schillerlockenessen. Und immer sind die Preise zu hoch. Nur einmal gab er sich zufrieden. Neulich, als der Ober ihm die Nachricht in der Zeitung zeigte, daß in Wien eine Schillerlocke um 2000 Mark versteigert worden sei. Da biß er mit schmunzelndem Behagen in die nächste beste vor ihm lockende Schillerlocke und zahlte ohne zu schimpfen.

Das Kind am Sonntag nachmittag.

Man sollte es eigentlich nicht mitnehmen in ein Café. Denn die Schokolade schmeckt ihm zu Hause unvergleichlich besser und dort kann die Mutter ihm ein Schlabberlätzchen umbinden. Aber wenn nun mal das Kind nicht allein zu Hause bleiben kann, als Gatte man der holden Gattin Arbeit und Last abnehmen möchte, und man selbst sich vielleicht nicht ganz frei von Schuld fühlt, auch mal andere Gesichter sehen zu wollen — was nützen da die besten Grundsätze der Pädagogik? Also nimmt man eben das Gör mit, setzt ihm eine Tasse Schokolade und eine Merinke vor und ist froh, den Wildfang wenigstens bis zur Vertilgung dieser Herrlichkeiten beschäftigt und gebändigt zu wissen. Der holde Traum aber zerrinnt gar bald und Langweile meldet sich in dem Kinde. Mit dem Sichräkeln auf dem Stuhle fängt es an, dann folgt das in der Nasegrubeln, das Herunterwerfen des Löffels, das interessierte Mustern der Gäste am Nebentisch, wobei man mit dem Aermelchen in das Erdbeereis des Papas kommt, das Tippen mit dem Fingerchen an den aufgestellten Schillerlocken und Apfelkuchen, das unvermeidliche „M u t t i, i c h m u ß" — dabei denkt ja das Gör gar nicht daran — und endlich, wenn gar nichts mehr hilft und beruhigt, das L o s h e u l e n. Und das ist der Augenblick, da auch der unfrommste Ehegatte und strengste Papa eben auch mit den Wölfen heulen muß, zahlt — und mit seiner Familie geht. Denn so will es die Pädagogik.

A. Rudolph

Die Konkurrenz.

Eine Anekdote von Franz Blei.

Ford wollte den französischen Autokönig Citröen ärgern und erzählte diese Geschichte: Eines Morgens erhielt Citröen den Brief eines kleinen Jungen, der schreibt, wie brav er in der Schule sei, und daß ihm Papa dafür was in seine Sparbüchse gegeben habe. Nun wolle er sich dafür was kaufen. Und da habe er an einen Citröenwagen gedacht, weil sie ebenso schön sein sollen wie praktisch. Er habe seine Sparbüchse geleert; sie enthalte 3,50 Frank. Er möchte gern wissen, ob er dafür ein Auto bekomme. Herr Citröen wird ganz gerührt von dem Brief. „Glaubt der kleine Kerl, er kriegt ein Auto für . . . Entzückend! Aber ich will mir die schöne Geste erlauben. Er soll für 3,50 Frank ein Auto haben." Andern Tages kommt der Junge, der die hübsche Antwort erhalten hat, in die Fabrik, gibt Herrn Citröen das Geld und läßt sich von ihm herumführen. Er schaut sich die 5 PS, die 10 PS an, zaudert, überlegt. Schließlich sagt er: „Wissen Sie, Herr Citröen, geben Sie mir meine 3,50 Frank wieder zurück."

Darauf erfand Herr Citröen die folgende Geschichte über Herrn Ford: Eines Tages will ein Neuyorker seinen Fordwagen los sein. Annonciert in der Zeitung: „Ein Ford, neu, sehr wenig gefahren, letztes Modell, für 100 Dollar zu verkaufen." Eine Woche geht vorbei. Niemand meldet sich. Neues Inserat, in dem der Wagen für 5 Dollar angeboten wird. Eine Woche vergeht. Niemand meldet sich. Der Neuyorker will aber durchaus seinen Ford los sein und inseriert zum drittenmal: „Ganz neuer Ford, letztes Modell, wenig gefahren, gratis zu haben nächsten Montag am Broadway, Ecke 40. Straße. Der Wagen gehört dem ersten, der kommt."

Montag um viere führt der Mann seinen Wagen auf den Broadway. Von weitem sieht er an der von ihm angegebenen Stelle eine Ansammlung. Näher gekommen, erblickt er 150 Fordwagen, die, auf sein Inserat hin, von ihren Besitzern hier hingestellt worden waren.

Das Tier im Sprichwort.

Unendlich ist der Wortschatz unserer Sprache an Aussprüchen, Gleichnissen und Weisheiten, die wir aus dem Reich der Tiere holen. Manch eines dieser Sprichworte hat eine tiefe Bedeutung über den Oberflächensinn hinaus; jedenfalls zeigen sie vielfach die Einstellung des Menschen zu einer bestimmten Tierart, drücken seine Verachtung über seine Liebe dafür aus. Eine kleine Zusammenstellung, die jeder nach seinen Kenntnissen beliebig erweitern kann, soll hier gegeben werden.

Ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dach.

Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu.

Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.

Jeder Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Der Hahn im Korbe.

Wenn der Hahn kräht auf dem Mist, ändert sich das Wetter oder es bleibt wie es ist.

Ein blindes Huhn findet auch ein Korn.

Mädchen, die pfeifen, und Hühnern, die krähn, soll man beizeiten die Hälse umdrehn.

Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus.

Wo Aas ist, sammeln sich die Geier.

Man trägt noch immer Eulen nach Athen. —

Wenn man vom Fuchs spricht, sieht man den Schwanz.

Die Vögel, die des Morgens so früh singen, holt des Abends die Katze.

Wie Katz und Hund leben.

Es ist ein Wetter, daß man keinen Hund vor die Tür jagt.

Wenn die Katze nicht zu Hause ist, tanzen die Mäuse auf dem Tisch.

Viele Hunde sind des Hasen Tod.

Das pfeifen die Spatzen vom Dache.

Seid klug wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben.

Die Größe macht es nicht allein, sonst holte die Kuh den Hasen ein.

Wenn die Mäuse satt sind, schmeckt das Mehl bitter.

Falken und Tauben soll man nicht zusammensperren.

Dich soll der Kuckuck holen!

Fette Hennen legen wenig Eier. (Viel Geschrei und wenig Wolle.)

Wie ein Wolf in die Schafherde einbrechen.

Wer die Katzen gut füttert, hat am Hochzeitstag schön Wetter

Er krächzt wie ein Rabe.

Hunde die viel bellen, beißen nicht.

Einem geschenkten Gaul, sieht man nicht ins Maul.

Hier sagen sich die Füchse gute Nacht.

Stumm wie ein Fisch sein.

Vor die Hunde gehen; auf den Hund kommen.

Wer über den Hund kommt, kommt auch über den Schwanz.

Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerzen.

Mit den Wölfen muß man heulen.

Die schlechtesten Früchte sind es nicht, daran die Wespen nagen.

Hierbei ist die Beobachtung zu machen, daß fast nur unsere inländische Tierwelt in diesen alten Aussprüchen eine Rolle spielt. Die ganze Fauna der Tropen ist erst später in den Horizont des Volkes eingebrochen und hat keinen — oder fast keinen — Niederschlag in volkstümlichen Redensarten gefunden. Wieder ein kleiner Beweis für die starke Verwurzelung der Sprache mit Volkswesen und Eigenart, denn jedes andere Volk hat ebenfalls — aus eigenem Erleben heraus — wieder seine besonderen, festgelegten Erfahrungsprägungen, die dort gangbare Münze sind, während sie uns nichts bedeuten.

Hans Viktor Brennicke.

Aus aller Welt.

In vier Tagen über den Ozean. Die Schnelligkeitsrekorde der Flugzeuge lassen die amerikanische Marineverwaltung nicht schlafen. Schon kommt aus Neuyork die Kunde, daß man dort Versuche macht mit dem Modell eines Schnelldampfers, der in vier Tagen den Ozean überqueren soll. Werden Flugzeuge mitgenommen, könnte der Postverkehr in drei Tagen vor sich gehen. Die geplanten Schiffe werden 1930 in größerer Anzahl fertig sein. Den bisherigen Rekord der Ozeanüberquerung hält die „Mauretania", die die Strecke Neuyork—Cherbourg in fünf Tagen, einer Stunde und fünfzehn Minuten zurücklegte.

Der Bestand des Koburger Landestheaters aufs neue ernsthaft gefährdet. Nachdem im Vorjahre der bayerische Staat sich bereit erklärt hatte, außer einem festen bezifferten Zuschuß sechzig Prozent des Defizits des Landestheaters Coburg zu tragen, konnte der Weiterbestand dieser Bühne als gesichert gelten. Ausführungen des Coburger Bürgermeisters Altenstädter in der letzten Coburger Stadtratssitzung lassen jedoch erkennen, daß die Stadt nicht in der Lage sein wird, den sie treffenden Anteil des Defizits weiterhin zu tragen. Es wird also aufs neue notwendig sein, auf Sanierung der materiellen Verhältnisse des Landestheaters Coburg zu sinnen und neuerdings den Zusammenschluß mit anderen Bühnen in Betracht zu ziehen. Es dürfte dies von der kommenden Spielzeit ab um so leichter möglich sein, als bestimmt verlautet, daß Intendant Hofrat Mehling trotz seiner stetigen Frische wegen seines Alters in den Ruhestand treten will. Inwieweit die Meinung, Coburg würde als Filialbühne der Münchener Staatstheater weitergeführt werden, begründet ist, war bis jetzt noch nicht nachzuprüfen.

Nietzsche-Gesellschaft und Landschaftsbild. — Zur Erhaltung des Sees von Sils-Maria. Der Plan einer Industrialisierung des Silser Sees in Verbindung mit großen Kraftwerken in Bergell hat bei den Freunden der Engadin-Landschaft und besonders bei allen Verehrern Nietzsches lebhafte Beunruhigung hervorgerufen; die maximale Senkung des Seespiegels um sieben Meter würde eine völlige Entstellung des Landschaftsbildes zur Folge gehabt haben. Inzwischen hat sich die beruhigende Nachricht verbreitet, daß das Projekt einer Umarbeitung unterzogen werden soll, und zwar so, daß der Silser See nicht mitbetroffen wird; ob es möglich ist, durch Anlage von künstlichen Stauseen die geplanten Bergeller Kraftwerke in Betrieb zu setzen, wird die Untersuchung ergeben müssen. Da die Nachricht von der Abänderung des Projektes bis jetzt nicht verbürgt ist, hat die am 17. Oktober in Weimar stattgefundene Hauptversammlung der Nietzsche-Gesellschaft, die den See in seiner Schönheit erhalten sehen möchte, den Kulturingenieur F. Weidenmüller in Köln-Opladen beauftragt, die zu diesem Zwecke erforderlichen Schritte im Namen der Nietzsche-Gesellschaft zu unternehmen.

Wie schläft der Mensch? Die allgemeine Annahme von einem stundenlangen, tiefen Schlaf scheint durch die Untersuchungen am Mellon-Institut in Pittsburgh nicht bestätigt zu werden. Es wurden dort 21 Studenten während eines ganzen Jahres beim Schlafen beobachtet und durch entsprechende Apparate die jeweiligen Unterbrechungen des Schlafes registriert. Das Ergebnis war, daß ein tiefer, ununterbrochener Schlaf von zehn bis fünfzehn Minuten als Durchschnitt festgestellt wurde, wenn auch jeder Schläfer einen nur ihm eigenen Rhythmus dieser Unterbrechungen aufwies.

Die Menschen sterben zu früh. Eine amerikanische Versicherungsgesellschaft bemerkt in ihrem Jahresbericht, daß viele Leute durch eigene Schuld sterben und daß daher ihr frühzeitiger Tod eine unfreundliche Handlung gegenüber der Versicherungsgesellschaft darstellt. In dem Bericht wird es daher als neue Aufgabe betrachtet, nicht nur das Leben der Mitmenschen zu versichern, sondern es auch zu verlängern.

Fröhliche Ecke.

Amerikanische Flieger-Scherzfrage. Der Ozeanflieger Charles Lindbergh gibt in seinem demnächst bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Buch über sein Werden und seinen Flug: „Wir zwei" ein nettes Scherzwort wieder, das die amerikanischen Heerflieger geprägt haben. Es heißt: „Wenn du einen brauchst und hast keinen, wirst du niemals wieder einen brauchen!" Die Lösung: Der Fallschirm.

Porto-Rache.

Meyer hatte einen unfrankierten Brief von seinem Freund Müller erhalten und mußte daher doppeltes Porto zahlen. Am Schluß des Briefes schrieb Müller: „Sicherlich wird Dir die Nachricht viel Freude bereiten, daß ich mich gesund und wohl fühle. Dein getreuer Freund Müller."

Da packte Meyer einen großen Stein in ein Riesenkuvert und legte einen Zettel dazu mit der Bemerkung: „Dieser Stein ist mir bei den guten Nachrichten über Dich und Deine Gesundheit vom Herzen gefallen. Dein getreuer Meyer."

Dann gab er die Sendung unfrankiert zur Post.

Sicher ist sicher. Auf dem Kasernenhof haben die „Kleinen" Wachen Instruktion. Die Posten am Pulverschuppen, die mit scharfen Patronen stehen, werden ganz besonders eingehend belehrt. Der Herr Hauptmann überzeugt sich höchstselbst davon.

„Also, Knautschke, was machen Sie, wenn in der Nähe Feuer ausbricht."

„Ich klingle dem Wachthabenden."

„Der Klingeldraht ist aber nun zufällig entzwei."

„Dann rufe ich."

„Schön. — Es kommt aber keiner."

„Dann gebe ich scharfe Schüsse ab."

Richtig, mein Sohn. — Wohin geben Sie denn die Schüsse ab?"

„Aufs Wachtlokal, damit der Wachthabende es auch hört."

Das Interview. Einer unserer bekanntesten Komiker, der berühmt war, weil er sich nie ausfragen ließ, wurde anläßlich seines 60. Geburtstages interviewt. Der Interviewer aber brachte nichts aus ihm heraus, schließlich nahm er seine Zuflucht zu direkten Fragen: „Was spielen Sie am liebsten?" „Skat". „Ich meine, welche Rolle?" „Die Hosenrolle". „Nein, ich meine, welches Stück Ihnen am meisten zusagt?" „Das Goldstück'. Der Interviewer soll nicht weit von einer Ohnmacht entfernt gewesen sein.

Eine dankbare Seele. Ein amerikanischer Apotheker wurde von seiner Frau verlassen, die mit einem ihrer Anbeter entfloh. Der Apotheker ließ bald darauf in den gelesensten Zeitungen der Vereinigten Staaten folgendes Inserat erscheinen: „Jener Herr, der freundlicherweise mich von meiner Frau befreit hat, sei hiermit benachrichtigt, daß ich ihm für die Schläge, die er erhalten wird, desinfizierende und erweichende Mittel, Salben und sonstige Heilmittel, blutstillende Watte, beruhigende Einspritzungen usw. usw. zum halben Preise anbiete."

Ueberzeugung. „Warum vertragen Sie sich eigentlich nicht mit Ihrer Frau?" — „Wenn ich das nur wüßte. Ich bin überzeugt: Hätte ich eine andere geheiratet, so würde ich mich mit meiner jetzigen ausgezeichnet vertragen."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.